

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 12.

Donnerstag, den 18. September.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Engel der Wogen.

Ein Bild aus den Dänen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Laut jubelte Scholle, sowie ein Fisch nur eben jubeln mag; die Wassertrense schwang er über sein Haupt und dann galoppirte er nach dem Stalle, um das Schimmelfohlen aufzuzäumen.

„Nimm doch einen Sattel,“ rief Gerhard, als Scholle nach wenigen Sekunden das bloß mit der Wassertrense aufgeschirrte, schneeig durch die Nacht schimmernde Pferd in den Hof führte. „Auf dem Sattel hast Du doch mehr Halt und kannst Dich doch auch in die Steigbiegel stützen, wenn die brandende Woge sich Dir naht und denn droht, Dich vom Pferde zu schwemmen!“

Da wollte der kleine Scholle schier bersten vor Lachen und sich hinten überschlagen vor Lustigkeit. „Bah!“ rief er, „einen Sattel! Ich brauche solch ein Ding nicht! Ein Fisch, der auf der Welle reitet, klammert sich fest mit seinen Flossen!“

Bei diesen Worten hatte er die Laterne, die er wieder mit aus dem Stalle herausgebracht, von sich geschleudert, sich auf das Pferd geschwungen und dahin flog der fliegende Fisch aus dem Thor des Gehöftes, quer über die Marsch, über den Deich, über die Düne in die See. Gerhard, der wieder auf die Leiter gestiegen, konnte den Lauf des Pferdes sehr gut mit dem Auge verfolgen, denn mächtig blinkte das blanke Roß durch die Sturmnacht; es mochten auch wohl elektrische Funken, erzeugt durch die wilde Aufregung des Rittes, in der beklemmenden Finsterniß auf den Spitzen seiner Haare spielen. Da war Scholle am Rande der See; wohl mochte die Welle auf vier Füßen nicht gleich recht hinein in die schäumenden Gründe; mächtig bäumte sich das Thier, aber der Fisch, der es ritt, klammerte so fest mit den Flossen und hämmerte so gewaltig in die Weichen des widerspenstigen, daß es endlich nachgab und vorwärts drängte in die Brandung. Jetzt verlor es den Boden unter den Füßen, jetzt begann es zu schwimmen, jetzt stäubte die erste Sturzsee über seine Nähn und über das Haupt des Reiters. Und wie sie wieder emportauchten, da that Scholle seinen Mund auf und er hob an zu singen. Mächtig wie

Orgelchor tönte sein Lied durch die zürnende Brandung; wer hätte dem stummen, heiser krächzenden Tropfe es zugetraut, daß er im Stande sein möchte, das Meer zu überschreien, aber deutlich konnte Gerhard hören, wie das Lied aus den Wogen klang, wohl das erste Lied, das je ein Fisch gesungen.

Und wer am Wasser lebet,
Den nenn ich Bruder mein!
Wer auf den Wogen schwebet,
Er soll mir heilig sein!
Dem Unglück Rettung bringen,
Welch herrliches Gelingen!
Elende zu erquickten
Ist himmlisches Beglücken!
Die Schifffahrt segne Gott! Hurrah!

Drüben, an der Stelle des Verhängnisses hatten sich inzwischen entsetzliche Veränderungen zugetragen; die Laterne war verschwunden, der Mast mußte endlich zusammengebrochen sein und sicherlich hatte er einen großen Theil der Glenden, die an ihm und seinen Theilen gehaftet, wie die Bögeln an der Leimruthe mit sich hinabgerissen in die Tiefe. So war es unmöglich geworden, nachdem die Laterne verschwunden, noch irgend etwas von den statthabenden Vorgängen wahrzunehmen. Dicht lag der Himmel mit seiner Nacht auf den Häuptern der Wellen; Gerhard fing an sich unheimlich zu fühlen, er verzweifelte, den Scholle und sein Roß jemals wieder zu sehen. Die Zeit dauerte ihm gar so schmerzlich lange auf seiner Leiter und er fing an wieder in das Meer von Gedanken zu versinken, das sein Unglück und seine Verzweiflung zu Wogen peitschte. Doch da kommt etwas Weißes in den Hof geflogen. Heiliger Gott! das ist ja der Schimmel, das ist ja der Scholle; so sind sie glücklich heimgekehrt aus dem späten Bade. Eilig steigt Gerhard hinab, er ergreift die am Baden liegende Laterne und geht dem Reiter entgegen.

„Meister!“ sagt Scholle, vom Pferde langsam und mühselig herabsteigend. „Es ist böß da draußen im Meere; ich habe mir weiter nichts geholt, als meine allernächste Anwartschaft auf mein letztes Stündchen, und ich habe weiter nichts gerettet, als dies kleine Wesen in dem Paket hier, das wenn es ein Engel ist, ebenso gut ein Engel der Wogen, als für mich ein Engel des Todes ist. Nehmt es hin, das

Wesen, das Euch das Meer durch meine Hand gesendet. Es ist der letzte Rest von der ganzen untergegangenen Welt da draußen. Als ich an das Brack kam, war es bereits zu Ende mit ihm; es war zerfetzt, nur ein Stück Bugspriet sah ich um mich auf den Wogen treiben; und in dem einen Stagssegel neße lag dies Kind; eine Hand noch ragte tanzend aus den Wellen und langte, als wenn sie nach dem Kinde fassen wollte; aber auch sie versank und der kleine Engel war mein. Der Schimmel hat seine Sache vortrefflich gemacht; er hat geschwommen wie eine wirkliche Welle, ich aber habe geschwommen wie ein bleierner Fisch, so tölpisch und ungeschickt, daß mir das tanzende Bugspriet eins an den Kopf gegeben hat, woran ich wohl werde glauben müssen! Mir sitzt ein Splitter in der Hirnschale, seht wie ich blute! Doch es thut nichts, ist doch mein zerstörtes Dasein vollständig ersetzt durch das Kind, das ich dem Meere aus dem Rachen gezogen. Es wird vielleicht ein weit hübscheres Ding werden, als wie ich selbst auf Erden vorgestellt. Freilich gehört dazu nicht viel, denn ich weiß recht gut, daß ich ein verzweifelt häßlicher Kerl war und daß sogar die gräßliche Fischgestalt des Schollen, von dem ich den Namen habe, eine schönere als die meine gewesen. Aber das kann ich Euch sagen, Pappelbauer, ich bin ein guter Mensch gewesen und meine Seele ist so klar wie das Meer bei ruhigem Wetter. Ich habe Euch und Euren Vorgängern auf diesem Hofe, der mir zur Vaterstadt geworden, mit Treue und Redlichkeit gedient, und nichts, nichts bi God hab' ich mir vorzuwerfen in der ganzen langen Zeit, als daß ich einst im Frühling des vorigen Jahres, wie Ihr verreist wart, Timme, um das ersparte Geld aus der Hamburger Kasse zu holen, einen verdammten rothen Gürtel, der wohl Eurer Frau gehören mochte und den ich am Weinspalter, nahe dem Fenster, wohin ihn wohl die tückische Zugluft geweht, gefunden, gestohlen habe. Aber ich konnte nicht widerstehen; die rothe Schlange verlockte mich zur Schandthat und ich wurde ein Dieb. Ich war nehmlich damals verliebt, Timme! Zwar haben Fische kaltes Blut, aber der Buhlerei blieb auch mein Herz nicht unzugänglich: solche Niederfracht findet in jedem Herzen Zugang. Ich habe den verlockenden Gürtel verschenkt an eine unwürdige Buhlerin, die mich bald darauf

verlassen und verrathen. Vergebt mir das einzige Unrecht, das ich mir vorzuwerfen habe. Lebt wohl, Timme! Gebt dem Schimmel ein warmes Kleienfaufen mit etwas Spiritus; es ist zwar nur ein dreijähriges Fohlen, aber ich sage Euch, ein Pferd, auf dem Lande ein Vogel, im Wasser ein Fisch! Das Kindchen thut zu Eurer Frau in's Bette, daß es warm wird. Morgen aber laßt den Prediger kommen und laßt es taufen, denn auf dieser weiten Erde hat der Engel oder der Wurm wohl Niemand anders als wie Euch; seine Angehörigen, sofern sie auf dem Schiffe sich befunden, sind, ich kann es Euch beschwören, bi God, gründlich zu Grunde gegangen und kommen nicht wieder. Lebt wohl, Timme, ich muß sterben. Doch rufe ich sterbend:

„Die Schifffahrt segne Gott! Hurrah!“

Der gute Scholle hatte mit diesen Worten die letzte der wenigen Reden gehalten, die ihm überhaupt auf seiner stummen Pilgerfahrt durch dieses Erdenleben zu halten beschieden gewesen. Seine sterbende Hand faßte nach der Hülle, die sein Haupt deckte und zog dieselbe krampfzig über sein erbleichendes Antlitz.

Gerhard konnte der Thräne nicht wehren, die ihm in's Auge drang. Doch das junge Leben, das er in seinen Armen hielt, weckte ihn und verscheuchte die ihn übermannende Behmuth: zu gleicher Zeit fühlte er, daß sein Herz wieder frei aufathmen konnte; zwar war es noch immer finstere, stürmische Nacht; ihm aber war sie wieder aufgegangen die Sonne des Glücks und des Lebens; stand sie da nicht hoch oben und goß goldene Gluth durch die finstere Wolken der Nacht?

Er eilte, nachdem Scholle verschieden war, in das Zimmer. Herzeline schlief im blüthenweißen Bette, den süßen Sammy dicht an ihrem himmlischholden Busen. Gerhard legte das aus den Wellen gerettete Kind, nachdem er's am Feuer getrocknet, unter die warme Hülle, die den Himmel seines Lebens deckte. Das Kind schlief, für todt abgemattet von dem furchtbaren Erlebnis, das, wenn es auch nicht von ihm begriffen worden, doch seine betäubenden Schrecken auf die zarte Organisation geäußert haben mußte. Da lagen sie nun, die himmlischen Gestalten, da lag der Engel der Bogen. Anbetend sank Gerhard in die Kniee und es fiel ihm

weiter Nichts ein, als daß er begann mit den Worten der Schrift: „Herr! Sie gedachten es böse mit mir zu machen! Du aber hast es gut gemacht! Dir aber, o kleiner Fremdling! fuhr er nach einer Pause fort: welcher Nation Du auch angehören magst, verspreche ich, daß ich Dich halten will als mein eigenes Kind: verspreche ich, daß jenes schöne Weib, deren sanfte Wärme, deine erstarrten Glieder so lieblich belebt, jenes schöne Weib, das ich das Glück habe, das meine zu nennen, Dich, gleich meinem eigenen Kinde an ihre süße Mutterbrust nehmen und Dich deine unglückliche Mutter vergessen machen wird, die da unselig schlummert auf dem Grunde des Meeres; denn kamst Du nicht, Du, der mir zugesandt wurde als ein rettender Engel, freilich auf dem Fittich des Schreckens, so scheiterte das Schiff meines Lebens und meines Glückes, gleich jenem, auf dem Du herangefegelt bis an diese Küste!“

Der Widerschein träumender Seligkeit spiegelte sich auf dem Angesichte Herzelines. Flackernde Streiflichter warfen vom Kamin her ihre Schimmer auf die schöne Gruppe der Schlafenden und noch lange lag Gerhard verloren in den Anblick, versunken in das Bewußtsein seines dicht am Rande des Abgrundes geretteten Glückes.

Welcher Abkunft das zertrümmerte Schiff gewesen, hat man nie erfahren: da bald, nachdem es seinem Verhängniß erlegen, der heulende Nordsturm sich in einen schnell pfeifenden Südwind verwandelte, und die Bogen, die so lange an das Gestade gebrandet, hinaus scheuchte in das hohe Meer, so blieb das Brack mit seinen Leichen gleich jenem Schiffe, von dem der Zollwistator in seiner geheimnißvollen Erzählung berichtet, des Meeres unbestrittene Beute, und nur einzelne bedeutungslose Trümmer wurden später an den Strand gespielt. Das Geheimniß von der Herkunft des geretteten Kindes schlummert neben den andern zahllosen Geheimnissen tief unten im Schooße des schrecklichen Meeres wie der gerettete Wurm selbst im Schooße des lieblichsten Weibes selig schlummert.

Wir treten am Abende des Tages, der dem folgt, an welchem sich die von uns geschilderten Ereignisse zugetragen, so um die sechste oder siebente Stunde in das Thor der kleinen, schon mehrfach in dieser

Erzählung berührten, am Gestade des schwarzen Küstenstromes belegenen Städtchens. Das Wetter, dessen Toben wir am gestrigen Abende mit bänglichem Schauer geschildert, hat sich noch immer nicht ganz beruhigt. Die unwirschen Elemente, die ihm in den Gliedern gelegen, sind noch nicht vollständig abgekält und ausgeschieden: und so pfeift der Aequinoctialsturm mit nicht viel geringerer Gewalt als wie gestern um die Ecken der auf dem Markte gelegenen Kirche, einem gothischen Gebäu von ziemlich imposantem Ansehen; so donnert er an das Portal, als fühlte er das dringende Bedürfnis auch einmal am Altare hinzuknieen und Worte göttlichen Trostes hinabzuschlürsen in seine ungestüme Seele, so wirbelt er mit dem alten, verrosteten Wetterbahne auf dem Thurme, daß es das Geschrei der krächzenden Eulen schrill übertönt; und so treibt er sein unsinniges, willkürliches Spiel mit den verschiedenen Emblemen, denen Becken, Armen und Schildern, welche die verschiedenen ehrbaren Gewerke, so im Städtchen sesshaft sind, zur Bezeichnung ihrer ehrlichen Hantierung über den Thüren ihrer Häuser zu Jedermanns Nutzen und Belehrung befestigt haben. Die langen, horizontal zwischen den Giebelhäusern hervorreichenden hölzernen Dachtraufen haben ihrerseits den Regen, der Nacht und Tag und bis vor Kurzem herniedergegossen, noch nicht ganz verwunden, noch immer plätschert das Raß des Himmels in vom Sturme gepeitschten Güssen auf das Straßenpflaster, und die so erzeugten Klänge bilden wirklich zu dem Orgelspiel des Aequinoctialsturmes das passendste Akkompagnement, das nur immer selbst von Jemand, der Kontrapunkt und Generalbaß bis zur erschöpfendsten Gründlichkeit studirt hat, erdacht werden könnte. Es ist bereits schon sehr dunkel geworden und in den Häusern zünden sich allmählich die Lichter; die Laternen über dem Portale des Gasthofes zum „goldenen Wallfisch“ hat ebenfalls schon begonnen, ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten und aus dem Fenster des daneben gelegenen Hauses, das wir unschwer schon dem Geruche nach als eine Destillation zu bezeichnen im Stande sind, hätten wir auch gar nicht das vergoldete Tönnchen über der Hausthüre gesehen und die Worte gelesen, die in goldener Fraktur über ihr prangen: Destillations- und Ressourcenlokal — aus dem Fenster dieses Hauses strahlt wirklich be-

haglicher und herzerquickender Schimmer in die dunkle, immer tiefer einsinkende Sturmnacht und lockt mit magisch unwiderstehlicher Gewalt den einsamen, hier vorüberziehenden Waller zum Eintritte in das gastlich schimmernde Haus. Auch wir finden uns bewogen hier einzutreten, um so mehr, da wir mit dem wackern Eigenthümer des Lokals aus dem Verlaufe von Teckelbergers Berichten, wenn auch nur auf das Flüchtigste bekannt geworden sind. Selbiger ist wahrlich kein Anderer, als jener reiche Destillateur, der im Sinne hat, seine Töchterchen mit dem Senator binnen gar kurzer Zeit zu verheirathen und auf dessen Geheiß der Teckelberger mit Eintreibung und Beschaffung der benöthigsten gastronomischen Requisiten sich so angelegentlich am gestrigen Tage beschäftigt hat. Mit Namen, um hier keinerlei Pflicht eines pragmatischen Historienchreibers zu vernachlässigen, heißt der biedere Sterbliche Amadeus Pumpenicht und wir werden alsbald des Glückes theilhaftig werden, den edelen Amadeus Pumpenicht Destillateur aller möglichen spirituoson Gewässer, vom einfachen Geiste des Roggens bis hinauf zum Kuracar und Resiglio, bis hinauf zum Maraschino und Panaché, item Inhaber des städtischen Ressourcenlokales und einer Schlafherberge für Matrosen außer Dienst, ferner unbesoldeten Rathsherren zur Disposition gestellt, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und begrüßen zu dürfen. Das Lokal nun repräsentirt eine ziemlich hohe, gewölbte und mit grüner Delfarbe bestrichene Halle, die ihren architektonischen Verhältnissen nach sicherlich einer längst verflungenen Zeit angehören dürfte, jedenfalls aber ehemals zu einem anderen Zwecke bestimmt gewesen, als zu dem, dem sie gegenwärtig geweiht ist. Eine von der Decke, von dem mit einem Knaufe gezierten Kreuzungspunkte der zusammenlaufenden, das Gewölbe tragenden Bogen herabhängende, mit grünem Schirme gedeckte Dellampe erhellt das Gemach mit freundlichem Lichte und erlaubt uns die in demselben befindlichen und zur Zeit darin verkehrenden Persönlichkeiten näher in Augenschein zu nehmen und da sieht denn an dem großen, runden, gerade unter der lichtpendenden Ampel stehenden Tische zunächst unser Freund der Gastgeber Amadeus Pumpenicht. Derselbe repräsentirt eine der Masse nach unmäßig und unverhältnißmäßig auseinandergelungene und so zu

sagen aus den Zugen gewichene Individualität; solche plötzliche Korpulenz pflegt das Schicksal von Personen zu sein, die durch irgend welche Umstände mit einem Male der Sphäre entrissen werden, in der sie so lange im Schweife ihres Angesichtes gewirkt und gewaltet, und denen ein Schimmer des Wohllebens aufgeht, der ihnen bisher nicht geschienen hat; und so finden wir auch, forschen wir in Pumpenichts Biographie, daß ihn die Laune des Schicksals urplötzlich vom Range eines Hausknechts in einem der niedrigsten Gasthöfen der Stadt am Küstenströme zu dem eines Inhabers der in blühendster Nahrung stehenden Destillation, in der wir ihn erblicken, befördert hat, indem es ihm gelungen, das wohlgefällige Auge einer Wittwe auf sich zu lenken, die, nachdem sie bald eines seligen Todes verblichen, ihm ihr bedeutendes Vermögen nebst beweglicher und unbeweglicher Habe und jenes blondhaarige Töchterlein hinterlassen, welches wir dort hinter dem Schenkische walten und eben mit einem Aufwande von angeborner Grazie, die eigentlich einem besseren Zwecke zu huldigen verdient hätte, eine Flasche entforcken und ihren schäumenden Inhalt in ein mächtiges Stangenglas gießen sehen. Amadeus ist, seitdem er sich plötzlich aus dem Staube elender Dienstbarkeit auf einen Höhepunkt bürgerlicher Existenz geschleudert gesehen, ein großer Verehrer des Schicksals geworden; er hat sich gewöhnt, seine Launen und die Ursachen, die dem Vermuthen nach denselben zu Grunde gelegen haben können, bis in die kleinsten Details zu studiren und vor allen Dingen bei jedem Ereignisse nach den Zeichen zu forschen, das der Tag gehabt, an dem das Ereigniß geschehen; und so war es, berührte ihn irgend etwas auf unangenehme oder auf erfreuliche Weise mehr als gewöhnlich zu einer seiner stehenden Redensart geworden: da müssen wir doch gleich ein Mal nachsehen, was denn dieserjenige Tag denn so recht eigentlich für ein Zeichen haben mag. Amadeus Augen liegen tief in ihren Höhlen und schienen Mühe zu haben, ihre Strahlen über die wulstigen Fleischhügel seinen mit herrlichem Braunroth prangenden Wangen noch wirksam zu entsenden; sie sind überdem sehr matt und spiegelt sich in ihnen weiter nichts, als jene Geistesgabe, die für gewöhnlich als Eigenschaft außerordentlich vom Glücke begünstigter Personen bezeichnet zu werden pflegt. Der blöde

Ausdruck, den auf diese Weise seine Physionomie erhält, wird durch den Eindruck vervollkommnet, den eine tief in die Stirn gedrückte, sogenannte Schwammkappe, deren Ränder mit weißem Bande eingefast sind, zu machen im Stande ist, und durch ein rothes Halstuch mit gelben Punkten abgeschlossen, das unordentlich genug und fast wüst verschoben seinen Speckhals umringelt. Ob des Wackeren Ehe eine glückliche gewesen, vermögen wir nicht zu entscheiden; wir möchten es aber bezweifeln, betrachten wir die eigenthümlichen Blicke, die Amadeus auf seine hinter dem Schenkisch waltende Stieftochter wirft; er guckt zuweilen mit einer Art Scheu nach ihr, als traute er ihr eben so wenig übermäßig viel erfreuliche Eigenschaften zu, als wie er an ihrer Frau Mutter kennen gelernt, und als betrachtete er das Zeichen, unter dem sie geboren, als ein nicht gar ersprißliches. Dann aber schweift sein nichtsagender Blick über Korsjes, seiner Stieftochter, blondes Haupt hinweg nach der Wand hinter dem Schenkisch und weist hier mit einer Art Genugthuung und Stolz, hier nemlich prangt unter einem Modelle, das mit zierlichem Geschicke ein in vollem Segeln begriffenes dreimastiges Rauffahrtschiff darstellt, ein riesengroßes Plakat, auf dem in gedruckten Lettern die Worte zu lesen: „Pumpenicht pumpt niemals nicht, wonach jedermänniglich, um fernere Weiterungen zu vermeiden, sich zu richten ersucht und gebeten wird!“ und mag der Stolz, der des Destillateurs Antlitz beseelt, als sein Blick auf diesem Plakate haftete, einen doppelten Grund haben; einmal den, weil die dort hangende Druckschrift gleichsam den Inbegriff seiner sämtlichen Werke repräsentirte, denn es ist wahrlich das Einzige, womit er jemals einer Druckerpresse beschwerlich geworden, dann aber den noch schwerer in's Gewicht fallenden, daß er sich und mit ihm seine Kasse bei der in's praktische Leben eingeführten Weisheit, die jene aus langjähriger Erfahrung abstrahirte und konsequent durchgeführte Maxime athmet, stets vortrefflich befunden und in ihr die ganze Kunst zu leben zu erblicken gewohnt war. Voller Selbstzufriedenheit ergriff er demnächst die gläserne, mit gelbem Saft gefüllte Glasstange, die ihm Korsje überreicht hatte und that einen tüchtigen Zug von dem Getränke, in dem wir nach reiferer Ueberlegung eine Mischung von Weißbier, Rum

und Zucker erkennen müssen und das in manchen Gauen Norddeutschlands als ein gar erheiternder Stoff beliebt zu sein und mit dem klassischen Namen „Flix“ belegt zu werden pflegt oder wenigstens pflegte, denn gegenwärtig dürfte die nationale, sinnreiche Komposition wie so manches andere eigenthümliche Getränk von dem feinen Siegeszug über den ganzen Erdenball bis zu den Raffern und Kamtschadalen vollendenden bairischen Biere längst verdrängt sein. Amadeus also that einen tiefen Zug und reichte demnächst das Glas seinem Nebenmann mit den Worten:

„Proßt, Herr Kapitain!“

Der so angeredete und bedachte Nebenmann ergriff das Glas und trank den ganzen „Flix“ mit einem Zuge hinunter, worauf er sich trotzdem ein wenig schüttelte, denn es war ein furchtbar starkes Getränk und jede andere Kreatur, als einem derartigen nordischen Bärenhäuter mochte der Geruch allein schon den Athem versetzen, aber diese Menschen, die fortwährend die scharfe und pikante Ausdünstung der See in ihre Lungen, wie ihr Ungestüm in ihr Herz athmen, sind zu Leistungen in diesem Sinne befähigt, die Jedem, der auf dem platten Lande geboren und erzogen, unwahrscheinlich und unglaublich dünken.

(Schluß folgt.)

Die Köhler von Burg.

Bairische Sage in Versen

von

Moriz Horn.

(Schluß.)

Rabbod stürzt, dem Stamme gleich,
Den ein Blitzesstrahl zerrissen,
Kauft das Haar und wühlt die Erde,
Daß den Nägeln Blut entspringet,
Springt dann auf und brüllt die Worte:

„Teufel, sieh dein Meisterstück,
Stümper sind wir gegen dich,
Blut das hält wie fester Kitt,
Aber Feuer schweißt noch besser,

Schmied der Hölle, deine Ketten,
Daß kein Gott sie mehr zerreißt,
Hört, ich hab' den Gürg verbrannt
Heute Nacht in Conrads Meiler,
Ihm war jener Tod bestimmt,
Der uns dem Gericht verrathen,
Daß wir lange Wochen lagen
Hinter festem Eisengitter,
Hartes Rinden-Brod zum Futter,
Faulend Wasser in dem Krug.
Platz!“ ruft er, wahnfinnigergriffen,
Als des Schmiedes Hand ihn faßt,
„Wer mich greift, der sitzt zu Gast
Heute noch beim blassen Tode,
Mit zerschlagenem Schädelknochen.
Platz, der Teufel jagt sein Wild!“

Wüthend faßt er eine Stange,
Die am Schmiedehause lehnt,
Schwingt sie gegen das Gedränge,
Jeden Augenblick gemehrt,
Und von hinnen, wie vom Sturme
Fortgerissen, bricht er Bahn.

„Greift den Mörder!“ tönt das Rufen.
Hinter ihm die Menge jagt
Wie die Meute rascher Jäger
Eines Ebers Schweiß verfolgt.

Größer wird der Menschenmäul,
Gleich dem Strom, den Regenfluten
Schwellen, daß er reißend bricht
Durch der Dämme sich're Schranken,
Doch der Bösewicht entflieht,
Flügel, scheint es, sind gewachsen
Seinen Füßen, kaum berührt
Ihre Spitze nur die Erde.

Näher, näher kommt das Ende,
Dunkel hebt die Nachtgestalt
Jenes Meilers sich vom Boden,
Und der Köhler steht am Ziel,
Des Entsetzens Schrei erschüttert
Rings die Luft, denn Rabbod springt
In des Meilers Krater nieder.
Eine Funkengarbe lodert
Aus dem schwarzen Schlund empor,
Wirbelnd folgt ihr dicker Rauch.

Athemlos voran der Menge
Naht jetzt Conrad. „Freunde, faßt
Stangen oder Hebebäume,
Hand an's Werk, den Meiler nieder!
Rettet, wenn zu retten ist.“

Kräftig fassen seine Hände,

Schnell zuerst des Schürbaum's Wucht;
 And're folgen, kaum Minuten,
 Und der schöne Bau, zertrümmert,
 Raucht als witter Scheiterhaufen;
 Halb verbrannt wird Radbods Leiche
 Aus dem Schutte vorgezogen,
 Schädel nur und Armesknochen
 Findet man von Gürgen noch.

Als die Menge sich verlaufen,
 Hier und da nur Gruppen stehen,
 Sich umständlich wiederholend
 Was ein Jeder selbst gesehen,
 Kommt auch Contrads Braut zur Stelle.

„Theures Liebchen, sich der Traum,
 Den wir gestern früh noch träumten,
 Schwand wie leichte Wasserblasen
 Aus dem Wassergrund entstiegen.
 Ach, in weiter Ferne schreitet
 Wieder das so nahe Glück,
 Keine Sehnsucht ruft's zurück,
 Niemand weis den Tag zu sagen,
 Der es wiederbringen kann.
 Auf dem Meiler stand mein Hoffen.“

Wetmend sinkt in seine Arme
 Klärchen, Conrad aber spricht,
 Ehrfurchtsvoll das Haupt entblößend:

„Fassung, Theure, Muth gewonnen,
 Nichte deinen Blick nach oben,
 Preis dem Herrn in Ewigkeit,
 Hielt er nicht sein Auge offen,
 Läg ich jetzt an Gürges Stelle,
 Asche nur, wie wir ihn finden.
 Neuer Fleiß wird uns gewinnen
 Was der Tag uns hart geraubt.
 Ein Mal Klärchen glänzt gewiß
 Dir im Haar die Myrtenkrone.“

Bravo ruft, die Hände klatschend,
 Wer den Wackern so gehört.
 Sieh da tritt der Wirth „zur Hölle“,
 Seine Augen thränenfeucht,
 Zu dem Paare, faßt die Hände,
 Spricht: „so wahr die Sonne scheint,
 Weiter sollt ihr nicht verschieben,
 Hochzeitsjubel, Hochzeitstag,
 Da der Himmel mir versagte
 Vaterfreuden, Kinderglück,
 Nehm ich dich zur Tochter an,
 Goldes Klärchen, schlage ein,
 Willst du mich als Vater lieben?“

„Gott im Himmel, welche Gnade,“

Ruft sie aus und sinkt in's Knie,
 Conrad steht, die Hand gefaltet,
 Von der Freude Glanz umleuchtet.

„Nachbar'n, folgt mir „in die Hölle“,
 Heut' nur noch mein Eigenthum,
 Wird sie Morgen Conrad haben,
 Mitgift sei sie seiner Braut.“

Wer beschrieb sich zur Genüge
 Allen Jubel, alle Wonne,
 Die durch's ganze Dorf getauscht;
 Erst als sich die Mitternacht
 Mit den ernsten, schweren Tönen
 Hören ließ, begann die Ruhe
 Einzukehren, bis das Licht
 Auch verlosch in Klärchens Kammer,
 Wo sich in den Hochzeitschleier
 Schamhaft hüllte Liebesfeier. —

Weit vom Schänthaus „in der Hölle“,
 Weit vom süßen Hochzeitsglück
 Löscht jetzt noch in einem Hause
 Zischend aus des Lichtes Schein,
 Tritte hört die Nacht im Walde,
 Knatternd bricht Geäst am Weg',
 Seufzerlaute werden wach,
 Tiefe Ruhe dann umher. —

Morgens treibt der Wind am Aste
 Jener Tanne auf der Blöße,
 Wo das wilde Höll'ngelichter
 Contrads schänden Mord berieth,
 Ambros Leichnam und die Wellen
 Jenes Waldstrom's, der den Gürg
 Hemmte auf dem Pfad der Sünde,
 Warfen aus dem reinen Reiche
 Wolfs, des dritten Köhlers Leiche.

Epilog.

Milde, schöne Sommernacht
 Fuhr mit uns den Inn hinunter,
 Vollen Mondes Silberpracht
 Ziel verklärend auf die Spuren,
 Die dem Ruder hinterdrein
 Folgten, lauschte durch die Blätter
 Traubenreifen Weingeländes,
 Oder hing als breite Kante
 Um die alten Riesentannen,
 Die in's Herz der Felsenwände
 Steingeword'ne Wurzeln spannten.

Hell im Glanz des Mondes prangten
Hier der dunkle Hörndelberg,
Dort die alte Kaiserschanze,
Weiterhin Bienhörnings Schloß.

Schiffer blies aus kurzem Stumpf
Einer Pfeife, wohlbehäbig,
Sage mir um Sage kündend,
Rauch in Wolken und in Ringen.
Plötzlich rief er: „dorthin schaut,
Seht dort auf der Kaiserschanze
Wie es broddelt, wie es raucht,
Wirbelnd aus dem Lannengrunde
Steigt's empor, seht nur genau,
Formen nimmt der dunkle Rauch,
Nadbod ist's, das Waldgespenst,
Zeichen, daß ein Sturm sich naht,
Ziehen muß der Köhler dann
Klagend nach der Kaiserschanze.
Giebt davon ein altes Lied,
Das Großmutter schon mich lehrte.“

„Laßt' mich's wissen.“ „Herzlich gern,
Sind wir erst auf sich'rem Grunde.
Aber jetzt ist's an der Zeit,
Daß wir beide kräftig rudern,
Nehmt die zweite Schaufel dort,
Rührt euch stracklich, lieber Herr.
Wie der Wind vernehmlich pfeift,
Wie die Wogen aus sich strecken,
Und der Sturm schon Probe hält.“

Rüstig durch die Bluthen trieben
Wir den Kahn, und glücklich kamen
Wir an's Ufer. „Tretet ein,“
Sprach mein Fischer frohen Muthes,
„Von der wohlgeschirmten Stätte
Läßt sich's recht behaglich hören
Wie der Sturm die Wogen schwellt,
Wie sein Grimm die Bäume schüttelt,
Wie der Regen prasselnd fällt,“

Als vorbei das Ungewitter,
Durch zerriff'ne Wolkenschaat
Freundlich lächelnden Gesicht's
Wieder war der Mond getreten,
Sahen wir in linder Nacht
Vor der kleinen Fischerhütte,
Vom Hollunderstrauch geschmückt,
Dessen schwarze Beerenbüschel
Wie recht große dunkle Augen,
Sahen durch das grüne Laub,
Auf der Bank von Birkenstämmen;
Grollend lag der Inn vor uns,
Manchmal eine Woge schleudernd
Auf das blühende Gestade.

Aus des Fischers Munde hörte
Ich die Sage, nacherzählt
Hab' ich sie in schlichter Weise.
Kommt der Wand'rer hin nach Burg,
Wird sie jeder ihm erzählen,
Wenn aus dunklem Waldesgrunde
Nach der alten Kaiserschanze
Köhler Nadbods Schatten schwebt,
Weil ein nahes Ungewitter
Sturmbeschwingt die Flügel hebt.

Ein deutscher Krieger.

Erlebnisse eines Offiziers in Spanien im Jahre 1808.

Mitgetheilt von J. U.

(Fortsetzung.)

Mit freudigem Staunen sahen wir am westlichen Ende der Stadt ein großes Denkmal der römischen Baukunst. Eine von den wenigen noch in ihrer rechten Bestimmung gebrauchten Wasserleitungen faßt ein Gebirg-Bächlein auf der einen Höhe und führt es auf die andre, um den über letztern sich hinziehenden größeren Theil der Stadt mit Wasser zu versehen. Der ganze Aquädukt ist im einfachsten und kühnsten Styl gebaut. Er besteht ganz aus Quadersteinen, die kein sichtbarer Kitt zusammen hält. Er hat 159 Bogen, welche da, wo er hoch zu werden anfängt, in zwei Stockwerken majestätisch übereinander stehen. Er ist eine Viertelmeile Wegs lang und seine größte Höhe beträgt über 100 Fuß. Erbärmlich nehmen sich die kleinen Häuser der Stadt aus, die im Thale sich an dieses Riesenwerk andrängen und mit dem Gipfel ihrer Dächer noch nicht die zweite Bogenreihe erreichen. Betrachtet man die Schmalheit der Grundpfeiler, die kaum für die Last eines gewöhnlichen dreistöckigen Hauses hinzureichen scheinen, so findet man es unbegreiflich, wie dieses herrliche Kunstwerk sich seit den Zeiten Trajans hat erhalten können, dem es ohne hinlänglichen Beweis zugeschrieben wird. Man sieht hieraus, welche Festigkeit man Gebäuden aus regelmäßig gehauenen Steinen geben kann.

Raum hat man Segovia verlassen, so sieht man in der Entfernung von ein Paar Stunden den Fuß

des ungeheuren Quadarrama-Gebirgs vor sich, das schon seit dem Uebergang über den Duero dem Reisenden auf jedem erhabenen Punkte entgegen dämmert. Ehe man die Berge zu erklimmen beginnt, läßt man ganz nahe zur Rechten ein königliches Schloß, Riofrio genannt, liegen. Es ist in vornehmem Styl, aber nicht weitläufig gebaut und hat gar keine Nebengebäude. Ein Wald und ein kleines Bässlein ist alles, was diese leere Gegend von Reizen aufweisen kann.

Schöner und verführerischer winken in der Entfernung einer halben Meile zur Linken die Gebäude und Anlagen des berühmten Palastes von San Ildonso, der verschwenderischen Schöpfung des ersten der spanischen Bourbone. Nicht ohne Bedauern ließen wir das Thal mit diesen Kostbarkeiten unbesucht verschwinden und eilten, den berühmten Paß von Quadarrama zu erreichen. Am Fuß desselben fängt die seit Valladolid unterbrochene Steinstraße wieder an und führt in zahlreichen Windungen kunstvoll nach dem Gipfel, der mit den Bergen unsers Schwarzwaldes gleiche Höhe hat. Auf diesem Punkt (el Leon, der Löwe genannt) glaubten wir den Feind noch zu finden; statt dessen aber trafen wir einen Aufwurf quer über die Straße, der mit Eile gemacht und vor der völligen Beendigung verlassen war.

Ein einfaches Denkmal von Stein enthält den Namen des Stifters dieser schönen Straße, Karls des Dritten . . . In den Nebeln des Abends schwammen die stolzen Thürme der spanischen Hauptstadt . . .

Die Sonne war schon hinter die Gebirge von Avila versunken, die Schauer des Abends mischten sich unangenehm mit den Zuckungen des Fiebers, das meinen sehr mitgenommenen Körper erschütterte. Nicht ohne einen Seufzer folgte ich meinen Kameraden, die von keiner drohenden Scheidewand ihrer Natur abgehalten, sich verheerend in die weiten Gebiete der Ebene hinunter zerstreuten . . .

Die Steige ist auf der Seite von Madrid zwar ziemlich steil, doch wegen des guten Weges nicht unbequem. Bald hat man den Fuß des Hauptberges erreicht, auf welchem der Flecken Quadarrama liegt. Von hier bis zur etwa zehn Stunden Wegs entfernten Hauptstadt läuft der Boden in vielen immer sanfter werdenden Stufen fortdauernd stark abwärts

und bleibt bis zur Hälfte dieses Wegs hin viel mit Felsen gemischt.

Wir bezogen unser Bivouak vor Quadarrama nach zurückgelegten acht Wegstunden und erhielten die Nachricht, daß der Kaiser nach einigen Gefechten am 4. Dezember, also am nämlichen Tage in Madrid eingezogen war, an welchem wir nach Segovia gekommen.

VIII.

Escorial. „Das achte Wunder der Welt.“ Die Heerschau des Kaisers. Ein Ritt nach Madrid. Musterung der deutschen Regimenter. Einmarsch in die Hauptstadt.

Da die Engländer sich im Escorial hatten sehen lassen, die Bürger daselbst sich sehr revolutionär gezeigt und das Gebirg bewaffnet hatten, so bekamen wir Befehl, sobald wir das Gebirg überstiegen hätten, uns nach dieser Gegend zu wenden. Das ließ sich nun, da wir so spät kamen, am 6. nicht mehr ausführen, aber den 7. brachen wir mit der Avantgarde sofort dahin auf.

Mit großer Erwartung näherte ich mich dem berühmten Königskloster, dessen Ruf seit Jahrhunderten alle Welt erfüllt, das der Spanier mit großem Stolz das achte Wunder der Welt betitelt und das seinem Stifter Philipp II. über hundertfünfundzwanzig Millionen Gulden gekostet.

Die Straße, welche von San Ildonso über Quadarrama nach Escorial führt, ist das wahrhaft Königliche, was mir bei dem ganzen Wunderwerk vor Augen kam. Nachdem sie alle nur erdenklichen Schwierigkeiten bis Quadarrama überwunden, führt sie von da, dicht an den ganzen Massen etwas vorspringender felsreicher Bergterrassen immer durch ein rauhes, verlassenes Land nach Escorial, das bei läufig drei Stunden von Quadarrama an rauhen Felsen wie angeklebt erscheint, die nur sparsam mit Gebüsch bedeckt sind und wo das königliche Wild in ungeheuren Heerden haust, sonst von Niemand als der Majestät im ruhigen Besitz gestört.

Wir fanden im Escorial schon reine Arbeit gemacht. Eine Kavallerie-Division unter Lahouffaye

war Abends vorher eingetroffen und hatte die sämtlichen aufrührerischen Einwohner in's Gebirg gesprengt. Wir zogen daher ruhig durch die menschenleeren Straßen der Stadt, die ungefähr wie jede Stadt aussieht, welche neuerdings durch die Nähe eines königlichen Aufenthaltes entstanden ist und lagerten uns auf der Terasse südlich hinter dem Kloster, wo man am Fuße des Berges den Flecken Alt-Escorial unter sich liegen hat.

Die Aussicht, die sich hier nach Süden eröffnet, ist, die Kunstschätze im Kloster abgerechnet, wohl das beste am Escorial. Ungeachtet man beinahe eben so weit als in Quadarrama, nemlich etwa acht Stunden von Madrid entfernt ist, so befindet man sich doch beträchtlich höher und sieht weit über die stolzen Thürme und den sich hier vornehm ankündigenden Pallast der Hauptstadt hin bis gegen die Höhen diesseits des Tajo. Eigentlich schön kann dieser große Anblick indessen nicht genannt werden, denn Vorder- und Hintergrund vom Gemälde erscheinen rauh, wild, verlassen. Der unmittelbare Schloßpark, vor welchem wir uns befanden, diesseits und jenseits Alt-Escorial hat eine so erbärmliche Vegetation und ist selbst durch die schwerfällige Kunst, der man hier und da begegnet, so wenig belebt, daß man sich den König nur als Büßenden vorstellen kann, für den die Natur an hundert Stellen seiner ausgebreiteten Staaten vergebens ihre ausgesuchtesten Kletterien auskramt und der es vorzieht, seine Millionen den Giganten des Quadarrama hinzuwerfen, die sie undankbar mit stolzer Verachtung verschlingen.

Und dieses weltberühmte Gebäude, wo die Monarchen von Spanien alle Frühjahre fünfzig Tage zubrachten, das bei 400,000 Gulden Einkünfte hat, wovon 200 Hieronymiten sich mästen, was ist es anders, als eine ungeheure Steinmasse, die durch den kerfermäßigen, klösterlichen Zuschnitt zurückstößt? Das Hauptgebäude ist ein Viereck, das dem heiligen Lorenz, gebratenen Andenkens, zu Ehren und der gesunden Vernunft zum Spotte in der Form eines umgekehrten Krostes gebaut ist. Das Viereck, das den eigentlichen Krost vorstellt, ist auf jeder Seite dritthalbhundert Schritte lang und enthält im Innern eine Menge von Höfen, die prächtige Kirche und das Pantheon, wo die Könige beigesetzt werden. Es sieht rund herum wie ein gemeines

Kloster aus, außer auf der gerade am wenigsten in die Augen fallenden Westseite, deren Portale wenigstens architektonische Kunst zeigen. Diese Seite ist dem von Madrid kommenden durch den Stiel des Krostes verdeckt, welcher als Verlängerung der Südseite westlich noch weithin fortläuft und dadurch dem Auge eine ungeheure Länge eines geschmacklosen Gebäudes darbietet. Wir rasteten hier höchstens eine Stunde lang und ich hatte daher weder Zeit, die 1140 Fenster, meistens fatale niedrige Zellenlöcher, zu zählen, noch auch den widrigen Eindruck, den das Außere des Wunderwerks auf mich machte, durch Besichtigung der Reichthümer, der Gemälde, der Bibliothek oder der Denkmäler der verstorbenen Könige wieder auszulöschen.

Benig befriedigt zog ich mit meinen Leuten auf der schönen Straße von Madrid durch ein schlechtes felsiges Hügel land und machte nach Zurücklegung von zwei Stunden bei dem Flecken Galapagar halt, wo wir wieder zum Armeekorps stießen.

Der Marschall Lefebvre war gerade nach Madrid gegangen und hatte das Kommando dem General Sebastiani überlassen. Dieser löste sogleich die Avantgarde auf und befahl jedem zu seinem Regiment zu stoßen, weil dieses bei der bevorstehenden Heerschau des Kaisers schicklich wäre.

Was sollte ich nun thun? Mit meinen Nassauischen und Badischen Voltigeuren befand ich mich plötzlich isolirt. Unsere Regimenter fehlten noch und Niemand wußte, was aus ihnen geworden war.

Bei Sebastiani und seinem Generalstab fand ich wenig Gehör. Ich mußte also schon zusehen, wie ich für mich sorgte. Der verlassene Ort wurde für die Nacht unter das Korps ausgetheilt. Ich mußte die fünf Häuser, wo ich meine Leute unterbrachte, beinahe mit dem Bajonnet erobern und behaupten. Den folgenden Morgen, als wir gegen Madrid zogen, folgte ich, der bisher den Weg gebahnt hatte, ungewiß der Division Sebastiani.

Der Marschall Lefebvre war grämlich in Madrid, hatte bei dem Kaiser nicht vorkommen können, machte sich vor Aerger krank und kam nicht zum Vorschein. Zum Glück stieß ich auf den Artillerietrain, der aus drei Batterien bestand, worunter die Badische war. Diese Batterie war Anfangs den Regimentern Baden und Nassau zur Expedition nach Santander und

San Vicente gefolgt, hatte dort im Gebirg nicht weiter kommen können und war endlich auf der Straße von Reynosa zum vierten Armeekorps zurückgekehrt.

Wir hatten das hübsche Dorf Rozas passiert. Die Gegend fing an, besser zu werden. Rechts Frucht- und Rebensfelder, links das Leibgehege des Königs.

Je näher wir Madrid kamen, desto höher stieg die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Wir konnten nicht weiter als höchstens noch eine Stunde Weges von der Hauptstadt sein, da erschienen Adjutanten; die Kolonne bog links ein, ging über eine Brücke des Manzanares, kam wieder auf eine Chaussee in schönem Wald und folgte derselben am Flüsschen aufwärts in einer nördlichen Richtung, die der vorigen ganz entgegengesetzt war und uns also mit jedem Schritte von der Hauptstadt wieder entfernte.

„Der Kaiser kommt! der Kaiser kommt!“ so lief auf einmal ein unbestimmtes Gerücht durch die Glieder.

Jeder putzte sich so gut er konnte im Marsch; die französischen Offiziere ermunterten ihre Leute zum Bivatrufen.

Endlich sahen wir ein Schloß vor uns, groß, nicht übel gebaut, doch nicht sehr prächtig, ein artiges Städtchen dahinter, ringsum mit einem hübschen Wald, und zwischen Höhen ein grünes Thal, vom Manzanares erfrischt.

Es war das königliche Lustschloß el Pardo, wo der Hof gewöhnlich die drei ersten Monate des Jahres zubrachte. Ich sah das Korps auf dem freien Platz ordnen, nach mir fragte Niemand. Vergebens fragte ich Sebastiani. Ich erhielt nur ausweichende Worte.

Der brave Oberst Büquet trabte schweißtriefend durch die Glieder seines Regiments und rief mir zu: „Helfen Sie sich so gut Sie können; der Marschall kommt nicht.“

Ich marschirte auf meine eigene Faust jenseits der Chaussee auf, so daß mich der Kaiser sehen mußte.

Kaum war ich vortheilhaft postirt, so kam der Nassauische General * * *, der erst seit einigen Wochen beim Korps eingetroffen war und noch kein Kommando hatte, und bat mich dringend, ihm doch zu

erlauben, sich bei meinen Voltigeuren zu präsentiren, weil er sonst kein Mittel wisse, vom Kaiser gesehen zu werden.

Was wollte ich machen?

Der Mann nahm mir das Bischen Ehre, das mir von Rechtswegen zuschießen mußte, vor'm Munde weg. Ich habe aber nie etwas abschlagen können, wobei meine Eitelkeit litt, weil ich die größere Eitelkeit besitze, nicht eitel zu scheinen. Ich ließ es also geschehen, erhielt nachher die Vorwürfe meiner Offiziere und hatte sie verdient, weil ich mir so die Gelegenheit raubte, ihnen nützen zu können.

Der Kaiser erschien, gefolgt von seinem Bruder, dem König Joseph und von seinen Großen.

Ein glänzender Zug!

Ich konnte kaum hoffen, daß er bis zu uns kommen würde; denn die Tage des Dezember waren sehr kurz und wir hatten kaum über vier Stunden gegen Madrid hin zurückgelegt; allein der Kaiser erschien doch auch bei uns, freilich ohne sich lange aufzuhalten.

Er ging durch die ganze Division und wußte wie im Fluge überall das Nöthigste zu fragen und zu erfahren. Sebastiani war nur besorgt, für sich und seine Leute des Kaisers Wohlwollen auszuwirken; — die anderen kamen zu kurz.

Mit Vergnügen sah ich, daß der Kaiser unserer Artillerie, die mir zur Seite stand, mehr Aufmerksamkeit und Lob als anderen ertheilte.

Plötzlich stand er mit dem freundlichsten Gesichte vor uns; — General * * * hatte wirklich jetzt die Stirne, sich als unsern Kommandanten zu präsentiren, erhielt freundliche Worte — sollte aber Auskunft geben und wußte Nichts. Ich verstummte. Der Kaiser erkannte mich aber und sagte:

„Ach! Sind Sie auch da? Sie sind gelobt worden. Wo sind Ihre Regimenter? Wie stark sind sie?“

Ich gab Antwort so kurz und gut ich konnte — und kaum war das geschehen, so schwang sich der Monarch zu Pferde, der König und die Fürsten mit ihren Satelliten auch und begruben uns in ihren Staub . . . Wir aber schriegen Bivat . .

Auf einmal war Alles wie todt.

Da standen unsere Regimenter und sahen sich nacheinander um. Sebastiani war mit nach der Stadt und Niemand fragte nach 10,000 Menschen, die mit-

ten in einem Wald wie vom Himmel gefallen da standen. Endlich suchten sich die Korps, so gut jedes konnte, Lagerplätze. Auch ich that desgleichen, und fand ein hübsches Plätzchen, wo ich mit Niemand in Kollision kam. Aber da war kein Holz, kein Brod, keine Fourage. Woher nehmen? Doch in Zeit von einer halben Stunde loderten himmelhoch die Flammen der Lager und mancher Braten drehte sich daran. Alle Tische, Stühle, ja selbst Dachsparren von El-Bardo, die Delfuchen nicht zu vergessen, ernährten die Feuer unserer höllischen Küchen; in keinem Hause blieb ein Nagel fest, die Pferde standen in den Stuben und fraßen das zurückgebliebene Stroh. Kaum wurde das Hauptgebäude des königlichen Schlosses hinter dreifachen Wachen verschont, obgleich der König darin wohnte. . .

Den 9. December war es schon lange Tag und Niemand wußte noch, was aus uns werden sollte. Der Marschall ließ Nichts von sich hören. Ich war es meinen Leuten schuldig, mich ihrer anzunehmen.

Ich ritt also in Gottesnamen nach der Hauptstadt, die zwei gute Stunden entfernt liegt.

Welch ein neues Leben!

Nach zwei Monaten des Entbehrens, mit unbesohlenen Stiefeln, mitten in einer großen Residenz, wo die traurigen Ueberreste einer vergebens versuchten Vertheidigung schon meistens verschwunden waren, die Kaufläden sich öffneten und die Einwohner unter dem Schutze der Regierung ihr Eigenthum wieder selbst beschirmt. Betrachtungsvoll ritt ich durch die langen krummen Straßen, die meistens von französischem Militär belebt waren, unter welchem düster und tief in Mäntel gehüllt einzelne Spanier herum-schlichen.

Ich fragte nach Gasthöfen. Man wies mich in mehrere. Aber überall erhielt ich die Antwort: „ich könne wohl da essen, zum wohnen aber sei nicht Platz, weil Alles besetzt sei.“ Mir war vornehmlich darum zu thun, für meine armen Pferde eine Stelle zu finden, wo sie fressen und beschlagen werden konnten; doch blieb meine Mühe lange vergebens, bis ich endlich eine Pferdeherberge ausfindig machte und sie in einem elenden dumpfen Mauleselstall unterbrachte. —

Mehr Mühe noch hatte ich, meinen lieben Mar-

schall Lefebvre an einem andern Ende der Stadt ausfindig zu machen.

Er lag wirklich zu Bette und als er mich in sein Zimmer treten sah, fuhr er wie besessen im Bette empor und schrie mir mit kreischender Stimme zu:

„Was wollen Sie von mir? Wollen Sie mir auch die Ohren voll klagen? Sie können sich nicht beschweren: bekommen Sie nicht den Orden?“

Und nun ging eine fürchterliche Strafpredigt über die deutschen Regimenter los, daß sie noch nicht ein getroffen wären.

„Wären sie doch nur bei der Revue gewesen“ schloß er, „an Auszeichnungen hätte es nicht fehlen können; — jetzt aber kriegen sie einen D—f!“

Ich ließ ihn aussprechen, bis er sanfter wurde. Dann sagte ich ihm, daß die Regimenter seinen Unwillen nicht verdienten, höchstens der Divisionsgeneral, dem sie gehorchen mußten. Uebrigens, fügte ich hinzu, sei es doch schmerzlich, zu sehen, wie er (der Marschall) uns so verlassen und zurücksetzen könne, die er einst so warm seine lieben, seine besten Kinder genannt habe?

Er war gerührt. „Das solle nicht geschehen“ schwur er, „und er wolle schon sorgen, daß meine Leute in Ehren bleiben und ebenfalls mit der Division Sebastiani in Madrid einrücken sollten!“

Aber wo waren jetzt meine Leute?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber musikalische Plagiate und Reminiscenzen.

Von

Dr. Hermann Zopf.

(Schluß.)

Hier nun bietet uns der Begriff des Klassischen den festesten Anhalt. Klassisch bedeutet bekanntlich geordnet, also in weiterer Ausdehnung Alles, was am rechten Orte sich befindet und geschieht. Folglich sind diejenigen Kunstwerke klassisch, welche, wenn sie in Bezug der Schönheit überhaupt als

solche anzuerkennen sind, außerdem zugleich dem Betrachter Alles am rechten Orte, zu rechter Zeit bieten und dadurch erst einen wirklich wohlthuend-abgerundeten Eindruck machen. Läßt sich dagegen der Künstler verleiten, ohne gehörige Begründung in seinem Werke etwas, wenn auch sonst noch so Schönes, aber, weil ungehörig, Fremdartiges, Bestremendes, anzubringen, so kann er trotzdem, daß, wie gesagt, vielleicht noch so viel des Geistreichen, des Schönen darin enthalten ist, uns wohl zur Bewunderung, zum Genuß aller einzelnen genialen Züge veranlassen, wird aber doch zuletzt mit einem solchen Werke nie den Eindruck eines vollendeten Kunstwerkes, überhaupt nie einen dauernden Totaleindruck erreichen, weil das Ungehörige stets zerstreuet und störend wirkt.

Diese Verirrungen, diese künstlerischen Characterlosigkeit sind es, welche im Allgemeinen noch wenig beleuchtet worden sind, weil sich die Wissenschaft unserer Kunst noch in ihrer Kindheit befindet, und erst wenige Männer, unter diesen besonders aber Prof. A. B. Marx angefangen haben, dieselbe zu begründen. Alle Rügen bezogen sich bisher mit seltenen Ausnahmen immer auf Einzelheiten oder Aeußerlichkeiten; sie sonderten nicht kräftig durchgreifend die Begriffe in Betrachtung des gesammten inneren Zusammenhanges und Gehaltes. Sie fielen, wie gesagt, über die kleinen Diebe her, die zum Theil aus Bedürftigkeit oft halb unbewußt sich vergriffen, und ließen die großen laufen, welche recht schlau sich Alles erst wohlüberlegt drehen und aufpußen. Gerade auf dieser Seite finden sich die wahrhaft strafbaren Plagiate, und wir müssen um so tiefer greifen, je länger man sie zu rügen unterlassen und dadurch die Herren Autoren immer dreister gemacht hat.

Anstatt einer gelehrten Aufstellung von detaillirten Grundsätzen, für jetzt wohl verständlicher nur einige Beispiele:

Einer der gefeiertsten Componisten der Gegenwart sollte eine Ouverture zu einem Trauerspiel componiren. Mit einer Ouverture konnte er aber nie recht zu Stande kommen. Es blieb ihm also Nichts übrig, als eine klassische Ouverture von ähnlichem Genre nachzuahmen. Hierzu fand er die Ouverture zu Egmont am Geeignetesten, besonders, was das Allegro und die Siegesymphonie betrifft, und so

gewandt und geistreich er auch das (wohlverstanden ohne innere Berechtigung benutzte) Original zu verdecken mußte, in der ganzen Anlage (nicht etwa in Bezug einzelner Melodien) bleibt die Aehnlichkeit zu frappant, um nicht bei ruhiger Betrachtung aufzufallen.

Ein anderer hochgeschätzter Componist war von dem tiefen Eindruck der neunten Symphonie von Beethoven einerseits, andererseits von der Bach'schen Matthäus-Passion so durchdrungen, daß er glaubte, ähnliche Wirkungen zu erzielen, indem er beide Werke nachahmte, ganz abgesehen davon, ob die von ihm gewählten Stoffe sich zu einer jenen Werken gleichen Anlagen und Ausführung eigneten oder nicht. Um aber doch die Nachahmung der „Passion“ zu einer eignen Erfindung zu stempeln, gab er die Partie seines Evangelisten einer Frauenstimme! Dagegen durften Choräle nicht fehlen, deren Effect er wohl erkannt hatte; obgleich man nicht begreift, wie Choräle in den im Vergleich zur „Passion“ so verschiedenartigen Stoff hineingehören können. Ferner war einem anderen Componisten der Eindruck des Gewittersturmes in der Pastoral-Symphonie so lebhaft geblieben, daß er beschloß, denselben Effect bei der ersten günstigen Gelegenheit anzuwenden. Dieselbe fand sich denn auch in der Ouverture zu einer seiner Opern, weil in dieser allerdings, wie in noch vielen andern Opern, ein Gewitter vorkommt. Wie Alles bei diesem Autor von überraschender Erfindung übersprudelt, so sind auch die Gedanken dieses Gewittersturmes geistreich erfunden; aber während Beethoven uns mit einem Meere von Empfindungen der Angst und des Schreckens durchbebt, kommt man in jener Ouverture nicht über den Anfang des Sturmes hinweg, und auf einmal, nach kurzem Verhallen, ertönt lustig eine Schalmey, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Dies wären Beispiele von Aneignung eines fremden Stoffes, ohne recht eigentliche Begründung, welche trotzdem vielleicht alle einzelnen Melodien und Gedanken in denselben eignen Erfindung sind, dennoch gewiß mit mehr Recht und in großartigerem Maße verdienen, als Plagiate hingestellt zu werden, als alle oft unvermeidlichen „Reminiscenzen,“ so lange dieselben aus dem Zusammenhange hervorgehen und den Charakter der beabsichtigten Stimmung voll-

frändig und ungestört wiedergeben, besonders aber im ferneren Verlaufe durch selbstständige Entwicklung vollständig Eigenthum des neuen Autors geworden sind.

Den wahren Zusammenhang, die innere Nothwendigkeit der gebotenen Ideen und Formen wollen wir daher als einzig rechtsgültigen Codex anerkennen, nach welchem Plagiate und Reminiscenzen nicht nur im Kleinen, sondern auch im Großen, nicht nur die ungeschickt aufgeklebten und bloßgestellten, sondern auch die schlauberborgenen zu richten sind. Nicht ferner aber dürfen wir uns verleiten lassen, durch rücksichtsloses Verdammen und kleinliche Einschüchterungen Kunstjüngern den freudigen Muth zu vernichten, dessen sie zum Gelingen so unumgänglich bedürfen.

Braunschweig'sche Sagen und Legenden.

Mitgetheilt von

S. Augustin.

V.

Die Zwerge des Lindenberges bei Wolfenbüttel.

Etwa eine Stunde von Wolfenbüttel erhebt sich ein kleiner Berg, der, weil er früher von hohen Linden beschattet war, unter dem Namen der „Lindenberg“ bekannt ist. — Vor alten Zeiten soll auf der Höhe ein prächtiges Schloß gestanden haben, jetzt ist davon nichts mehr zu sehen, aber der Berg ist vielfach zerklüftet und besitzt eine Menge Höhlen, die jetzt meist von dichtem Gebüsch überwachsen und unsichtbar sind. In diesen Höhlen sollen nun früher Zwerge gewohnt haben und noch heute giebt es viele Leute in der Gegend, welche sich durch Nichts in der Welt bestimmen lassen würden, bei Nacht über den Hügel zu gehen.

Der Volksmund erzählt, daß die Zwerge im Lindenberg den Menschen sehr freundlich gesinnt waren, sich ihnen näherten und Gefälligkeiten von ihnen erbaten, für welche sie gern Gegendienste leisteten, daß sie mit einem Worte gute Nachbarschaft hielten, wenn man ihnen kein Leid zufügte. — Zuweilen gingen

sie in der großen Eichenallee, welche damals von dem Lindenberg bis zu dem Dorfe Thiede führte, in großer Gesellschaft spazieren; zuweilen kamen sie selbst bis zu den nächsten Dörfern und erbaten sich von den Hausfrauen oder von den Nonnen im nahen Kloster Steterburg etwas Speise und vergalteten jede Gefälligkeit durch Geschenke von jenen wunderbar feinen Geweben und Schmucksachen, von denen man uns erzählt, die aber nicht mehr in der Welt sind, seit die Zwerge sich vom Verkehr mit den Menschen zurückgezogen haben. Bei großen Kindtaufs- und Hochzeitschmäusen in der Umgegend borgten sie den Bauern zimmerne Schüsseln und Teller und freuten sich, wenn man ihnen bei der Rückgabe etwas vom Festkuchen zukommen ließ. Der einzige Umstand, welcher die Nachbarschaft der guten Zwerge etwas unangenehm machte, war ihre große Liebe zu kleinen Kindern, wenn in den umliegenden Dörfern ein Kind zur Welt kam, waren sie schnell bei der Hand, besuchten die Wöchnerin, liebkosten das Neugeborene und suchten es auf die listigste Weise zu entwenden, um es vielleicht erst nach Jahren, wenn das Kind zu groß wurde, zurückzugeben. Als die Bauern nicht mehr wußten, wie sie die kleinen schlauen Kinderdiebe abwehren sollten, hingen sie Rosenkränze und Kreuze an die Thüren und dann kamen die Zwerge nicht ins Haus. Ueberhaupt wurde das friedliche Verhältniß zu ihnen gestört, als einst eine Frau das geborgte, blankgeputzte Zinngeschirr schmutzig wieder zurückbrachte. Die Zwerge ließen seit dieser Zeit nichts mehr aus, und als einige Bauern nach dem Lindenberg gingen, um sie dazu zu zwingen, da stürzten die zornigen Berggeister die Aufdringlichen in tiefe Gruben, aus denen sie nur mit Mühe wieder entkamen. — Aber der Aufenthalt in dieser Gegend sollte den Zwergen bald ganz verleidet werden.

Ein Bauer bemerkte seit einiger Zeit, daß ihm Korn von der Tenne entwendet wurde, aber er konnte den Dieb trotz alles Aufpassens nicht fangen. Einst aber, als er die ganze Nacht in der Scheune gewacht hatte, sah er einen Zwerg kommen und ein Säckchen mit Weizen füllen. Als er es aber fortschleppen wollte, warf ihm der zornige Bauer einen schweren Hammer nach und traf ihn damit ans Bein, so daß er niederstürzte. Der Bauer wurde zwar, als er das blutende Bein des kleinen Mannes sah, mit-

leidig gestimmt und versuchte die Wunde zu verbinden — aber bald kam ein Zwergweibchen herbei, nahm den Verwundeten in ihre Schürze und trug ihn weinend fort. Einige Tage darauf bemerkten die Leute, daß die Zwerge einen Todten begruben; sie zogen wehklagend rings um den Berg und verschwanden dann in einer Spalte der Erde — und

seitdem hat Niemand wieder eins der kleinen Wesen gesehen, obgleich noch immer einige dort wohnen sollen, und man in der Umgegend noch immer nicht versäumt, in die Wiege ungetaufter Kinder, wenn man sie allein lassen muß, irgend ein heiliges Buch zu legen, um sie vor den Zwergen des Lindenberges zu schützen.

Jeuillefon.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung.

* Friedrich Salm hat wie man von Wien und anderwärts her meldet neuerdings eine „Electra“ geschrieben. Er dürfte damit mancher durch den Fehlersstreit erweckten Gehässigkeit und Abneigung gegenüber schwierigen Stand haben.

* Otto Roquette hat wie man uns mittheilt ein Lustspiel vor kurzem beendet. Wir wollen ihm um so mehr ein Gelingen seiner Production und einen entschiedenen Erfolg mit derselben wünschen, als wir uns überzeugt halten, daß Roquettes Begabung für das gute Lustspiel durch den frischen Humor, die Grazie und Feinheit, die ihm unstreitig eigen ist, sich vollkommen eignet. Wer Gelegenheit hatte, schreibt uns unser Berichterstatter, Roquettes Schönbarthspiel „Reinecke Fuchs“ (noch Manuscript) durch die Dresdner Künstleraufführung Kenney zu lernen, muß diese Meinung mit uns theilen.

* Jean Richards Schauspiel „Musikalische Leiden“ ist soeben in Leipzig in Scene gegangen.

* Otto Ludwigs „Makkabäer“ sollen auf dem Hoftheater zu Hannover zur Darstellung kommen.

Deutsche Theater.

* Die Saison hat an den meisten größeren Bühnen vor kurzem wieder begonnen. — Das Hofburgtheater zu Wien unter Laubes, das Hoftheater zu München unter Dingelstedts, das zu Karlsruhe unter Devrients Leitung, die Hoftheater zu Weimar, Stuttgart, Dresden

verheissen für den Winter die meisten und bedeutendsten Novitäten. (Dem letzteren wird als fortwährend wirkendes Mitglied in diesem Winter zum letzten Mal Emil Devrient angehören: doch hat die Intendanz Sorge getragen, daß der große Künstler alljährlich noch in einigen seiner ersten Rollen aufzutreten sich verpflichtet hat.) — Das neuorganisirte kleine Hoftheater zu Braunschweig sucht sich wieder emporzuraffen. Ein gleiches geschieht von dem Hamburger und vom Leipziger Stadttheater. Königsberg und Breslau sind Bühnen, die sich mindestens mit heiler Haut durch alle Zeitungsgunst gerettet haben, obwohl man eben nicht viel von ihnen vernimmt. — Das Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin stirbt am Verlust seines Direktors Deichmann nicht, sondern wird auch ferner dem Circensesbedürfnis der Spreeresidenz Rechnung tragen. Was man hie und da über Zustände und Tendenzen der verschiedenen andern Bühnen vernimmt, möchte einem beinahe das Uhländische „untröstlich ist's noch allerwärts“ entlocken, wenn nicht nach den oben angedeuteten und andern Seiten hin immer wieder Raum für Hoffnungen bliebe — für Hoffnungen auf Erhaltung und Aufrichtung der bessern Darstellungskunst. Ohne Rückwirkung auf die Bühne kann doch die gegenwärtige Regsamkeit der dramatischen Dichtkunst nicht wohl bleiben, so sehr auch Hindernisse aller Art sich dem erstrebten Aufschwunge entgegenstellen.

Berein deutscher Bücherfreunde.

* Eine Anzahl von Freunden deutscher Literatur unter denen sich Namen wie Jac. Grimm, Th. Colshorn, K. Gödeke, A. Tellkamp u. A. finden, erlassen einen Aufruf zur Bildung eines „Bereins deutscher Bücherfreunde“ mit dem Zwecke für eine billige

Verbreitung der Quellen der ältern deutschen Literatur zu sorgen. In dem versendeten Prospekt sind die Hauptpunkte und Bedingungen näher angegeben, von denen wir nur die wichtigsten mittheilen:

Der Verein der Bücherfreunde tritt zusammen, um die Quellen der deutschen Literatur aus dem Zeitraume von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum dreißigjährigen Kriege für seine Mitglieder und durch dieselben allgemein wieder zugänglich zu machen. — Ohne sich an die Zeitfolge zu binden bewirkt der Verein den getreuen, eleganten und billigen Abdruck poetischer und prosaischer Werke in hochdeutscher und niederdeutscher Sprache. Erläuternde und literarhistorische Abhandlungen sind nicht ausgeschlossen, bleiben aber dem Hauptzwecke untergeordnet. — Der Verein beginnt seine Thätigkeit mit Herausgabe der Schwänke des Hans Sachs nach der ältesten Sammlung unter Benützung von Einzeldrucken und Vergleichung der schwankhaften Literatur des 16. Jahrhunderts. — Mitglied des Vereins kann Jeder in Deutschland und außerhalb werden, der sich beim Vorstande anmeldet und den Pränumerationsbetrag portofrei einsendet. Jede Actie wird mit 5 Thalern Cour. gelöst. Sie berechtigt zur Theilnahme für die Dauer eines Rechnungsjahres. — In jedem Rechnungsjahre werden 70—80 Druckbogen in Format und Ausstattung des Programms den Mitgliedern in Deutschland durch die Post portofrei zugesandt. — Die Ausgaben des Vereins kommen nicht in den Buchhandel. — Die literarische Thätigkeit des Vereins leitet ein jährlich neu zu wählender Vorstand von 9 Mitgliedern, einschließlich des beständigen Geschäftsführers. Aus der Mitte des Vorstandes wird ein Vorsitzender gewählt. — Jede Actie berechtigt zur Theilnahme an der Wahl der Vorstandsmitglieder. — Jedes Mitglied ist berechtigt die Herausgabe eines in den genannten Zeitraum fallenden Werkes der deutschen Literatur in Vorschlag zu bringen. Ueber den Vorschlag entscheidet der Vorstand u. s. w. — Sobald zweihundert Actien gezeichnet sind, tritt das Unternehmen ins Leben.

Musik.

* Peter von Lindpaintner, erster Kapellmeister in Stuttgart ist gestorben. Die „Jahreszeiten“ lassen sich

schreiben, daß durch Lindpaintners Tod die Stuttgarter Hofbühne Spohrschen, Marschnerschen — vielleicht auch Richard Wagnerschen Opern eröffnet werden möchte. —

* Meyerbeer componirt zur Vermählung der Prinzessin Louise von Preußen eine Festicantate mit Chören. — Zu diesen Vermählungsfeierlichkeiten erwartet man auch den Kölner Männergesangsverein. —

* Die jüngern Componisten zeigen sich neuerdings mannichfach regsam. Besonders das weltliche oder Concertatorium nimmt ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Von Sobirey in Cassel, von Meinardus in Glasgow haben wir solche Werke schon angekündigt. Jetzt will auch J. B. von Ehrenstein in Dresden (von dessen „musikalischen Declamationen“ neue Hefte erscheinen) ein solches Werk componiren. Aus Breslau berichtet man von einer „die Hunnenschlacht“ betitelten Composition von C. Hermann.

* Franz List verweilt noch immer in Ungarn und alle Berichte von dort erzählen von dem Enthusiasmus und der warmen Verehrung, womit ihm seine Landsleute, die vornehme Welt, die Künstler und das gesammte Publikum überall begrüßen. —

Neue literarische Erscheinungen.

* Von den „Neuesten Ergänzungen“ zu Bierers „Universallexicon“ sind bereits sechs Hefte im Buchhandel erschienen und die Redaction hofft den ganzen Band noch bis Ende dieses Jahres in die Hände der Subscribenten liefern zu können. —

* Im Verlage der Mattheschen Buchhandlung in Leipzig erscheint die angekündigte, von Adolf Stern herausgegebene poetische Anthologie „Pantheon deutscher Dichter“ (3. Auflage) soeben. — Auch das von Dr. Karl Weller zum Besten der Schillerstiftung gesammelte Album von Poesieen des letzten Jahrzehnts kommt baldigst heraus. —

* Eine sehr interessante Ausgabe von Schillers „Wallenstein“ mit gründlichen historischen Commentar von A. Helbig ist vor einiger Zeit durch die Cottasche Buchhandlung veröffentlicht worden.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.